

(Nachdruck verboten.)

10]

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Schäfer schweig einen Augenblick nachdenklich. Er hatte das nicht erwartet. Er mußte sich sagen, daß da so eine Familie ja oft mehr verdiente als mancher geistige Arbeiter in der Stadt, oder wenigstens gerade so viel. „Dabei wohnen die Leute auf dem Land, haben keine Ausgaben für Repräsentation, höhere Lebenshaltung; da müssen sie ja sehr zufrieden sein.“

„Bild' Dir das doch nicht ein! Die und zufrieden? Da kennst Du sie schlecht!“

„Dann muß aber doch wohl irgend ein Haken bei der Geschichte sein. Meinen Sie nicht auch, gnädige Frau?“

Magda antwortete nicht. Sie hatte sich nie um derlei gekümmert. Es war das erstmal, daß sie diese Zahlen hörte. Eigentlich hatte sie sich die Lohnverhältnisse auch schlechter vorgestellt. Aber andererseits, wenn sie an die schwere elf- bis zwölfstündige Arbeit dachte und damit das Leben ihres Manns verglich, standen die Einnahmen doch in keinem Verhältnis zu einander. Wenn sie sich klar machte, was sie im Monat verbrauchte, dann waren zweihundert bis zweihundertfünfzig Mark in der That nicht viel. Doch so durfte man wohl auch nicht rechnen. Aber wenn sie sich die Leute vorstellte, meinte sie allerdings auch, wie Doktor Schäfer sagte, es müsse wohl noch ein Haken dabei sein; denn die Arbeiter sahen zumeist doch nicht aus, als ob es ihnen gut ginge. Jedenfalls verstand sie hiervon nichts, deshalb schweig sie lieber ganz.

Otto amüsierte sich. Dumm, dumm, schrecklich dumm sind sie alle beide, dachte er.

„So sag's doch,“ meinte Schäfer lebhaft, „da muß ein Haken bei sein, sonst hätten die Leute ja fabelhaft gut.“

„Was natürlich ausgeschlossen ist. Wie wär's möglich, daß es Arbeiter gut hätten! Wir sind ja Blutsauger, Ausbeuter und was weiß ich, nicht wahr? Ihr Litteraten seid alle socialdemokratisch angekränkelt.“

„Hat die Sache denn keinen Haken?“ wich Schäfer einer direkten Antwort aus.

„Doch. Sogar mehrere. Und weil Du es bist, will ich sie Dir nicht vorenthalten. In Gedanken setzte er hinzu: Weil Du's doch nicht kapiere wirst. Gott, wie unpraktisch war dieser Fingersucher! Und der wollte einen socialen Roman schreiben? Das wird ein schöner Kohl werden!“

„So thu' doch den Mund auf!“ drängte Schäfer.

Erstens mal werden die Leute oft krank. So lange sie krank sind, bekommen sie pro Tag eine Mark. Das ist zwar riesig viel gegen früher, wo sie gar nichts bekamen, aber nicht genug, wenn die Krankheit länger dauert.“

„Weshalb giebst Du ihnen da nicht mehr?“ fragte Magda.

„Weil ich nicht zu mehr verpflichtet bin“, sagte Otto.

„Das ist noch nicht alles?“ fragte Schäfer.

„Nichtig geraten. Sogar noch lange nicht.“

„Dann bitte, weiter!“

„Die am meisten verdienen, stehen den ganzen Tag am Hochofen. Sie halten das aber nicht sehr lange aus. Mit vierzig Jahren sind sie oft schon fertig.“

„Wieso?“

„Mensch, weil der Hochofen ihnen sehr schnell alles Fett und Fleisch von den Rippen frißt. Die Nerven gehen kaputt, die Lunge geht kaputt, alles geht kaputt.“

„Und wenn sie nun kaputt sind?“

„Dann sind sie halt kaputt.“

„Bekommen sie dann nichts mehr?“

„Jedenfalls nicht mehr viel. Eventuell Altersversicherung, Invalidenrente. Jedenfalls ist das meist nicht genug, daß eine Familie davon leben kann. Sie haben vielleicht dreizehn, fünfzehn Jahre gut verdient, aber dann siechen sie noch zwanzig Jahre dahin. Und wenn die Kinder inzwischen nicht groß geworden sind, ist die Sache böse. Das kommt aber natürlich oft vor. Diese Menschen sind ja fruchtbar wie die Kaninchen und haben immer noch kleine Kinder, auch in ihren alten Tagen. Dann ist das Malheur da.“

Magda war entsetzt.

Diesmal fragte Schäfer: „Kann man denn da nichts thun?“

„Darüber hab' ich noch nie nachgedacht,“ gestand Otto offen. „Das weiß ich nicht. Jedenfalls bin ich zu nichts verpflichtet. Das ist die Hauptsache.“

Schäfer rechnete: „Nehmen wir mal einen nicht ungünstigen Fall. So eine Familie verdient zehn Mark pro Tag fünfzehn Jahre. Nachher lebt sie noch fünfzehn Jahre, ohne viel zu verdienen. Dann hätte sie also pro Tag fünf Mark verdient.“

„Du machst Dich,“ meinte Otto, „aber Du vergißt Krankheiten, Du vergißt, daß der Mäuler in der Regel mehr werden, je geringer die Einkünfte sind. Du vergißt die Feiertage und Sonntage, an denen nichts verdient wird, und offen gestanden, Du vergißt auch ein wenig, daß Deine Zahlen doch nicht ganz dem Durchschnitt entsprechen. Auch noch eins vergißt Du. Daß nämlich Deine Berechnung zwar mathematisch ziemlich richtig ist, daß in Wirklichkeit aber sich der Leute Verdienst nach der Nachfrage richtet; und die schwankt oft ganz verteuert. Wir hatten seither zum Beispiel ziemlich schlechte Jahre. Erst seit diesem Jahr ist's wieder besser und wird voraussichtlich für einige Zeit immer besser. Na, ich habe Menschenmaterial genug, daß ich's gut aushalten kann!“

„So sieht's allerdings schon ein wenig anders aus.“

„Du wirst aber auch zugeben müssen, daß es nicht einfach ist, etwas zu ändern.“

„Gewinnbeteiligung“, warf Schäfer ein.

„Kennen wir. Das heißt aber auch Verlustbeteiligung; und da hätte ich jedenfalls das Nachsehen. Doch wenn auch nicht. Jedenfalls wär ich ein schlechter Kaufmann, an so was auch nur zu denken, so lange mir Menschenmaterial zu den alten, für mich günstigeren Bedingungen en masse zur Verfügung steht.“

„Sogenannte sittliche Gesichtspunkte hast Du nicht?“

„Ne. Seien wir ehrlich, wer hat die denn im Ernst? Auf Parteiversammlungen, in Zeitungen, gewiß, da hat man die. Aber in der Praxis? Im Kampf hört das auf. Wer oben bleibt, ist schließlich auch der sittlichste, mag er Mittel anwenden, welche er will, wenn sie nur zum Ziel führen. Das ist der einzige Gesichtspunkt. Soweit ich wenigstens die Welt kenne.“

„Eigentlich scheußlich.“

„Zugegeben. Aber ander' Du die Welt mit Romanen und guten Lehren! Ich kann's durch meine Thätigkeit nicht.“

„Entschuldigt,“ sagte Magda, „daß ich jetzt gehe.“

„Warum denn?“

„Ich will nach dem Essen sehen.“

„Thust Du doch sonst nicht.“

„Wir haben ja auch einen Gast.“ Sie ließ sich auf weiteres nicht ein. Nur fort, fort, das nicht länger mit anhören müssen.

Otto lächelte hinter ihr her. „Diese Frauen! Denen schlägt so was immer noch auf die Nerven. Das zarte Geschlecht.“

„Gestatte noch einen Augenblick.“

„Bitte, mir soll's recht sein.“

„Sind das nun alle Haken?“

„Sieh einer an, Du nimmst's gründlich!“

„Ich möchte es wenigstens.“

„Es ist noch ein Haken da. Die Leute können nicht sparen. Sie sind erst seit kurzer Zeit gewöhnt, mit bar Geld umzugehen. Vor zwanzig Jahren waren sie ja noch Bauern. Sie sind noch wie die Kinder, die jeden Groschen so schnell wie möglich ausgeben müssen. Ihre Großväter haben mir schon manchmal geklagt, bei den Söhnen und Töchtern spiele ein Groschenstück keine größere Rolle als zu ihrer Zeit ein Stoschenstück oder ein paar Heller. Es ist auch was Wahres dran.“

Schäfer hörte eifrig zu. „Du scheinst Dich ja ziemlich intensiv mit diesen Fragen beschäftigt zu haben?“

„Gar nicht, mein Lieber. Das fliegt einem so an im täglichen Umgang mit den Leuten, wenn man nicht geradezu auf den Kopf gefallen ist. Nationalökonomem werden wohl über meine Weisheit bedenklich den Kopf schütteln. Nun, ich rede ja auch nur aus meiner Praxis. Wo anders wird's

wieder ganz anders sein. Einen alleinstellmachenden Reissen giebt's für diese Dinge nicht."

"Man müßte sie also zur Sparsamkeit erziehen?"

"Man" is gut. Man! Probier Du's mal. Es würde Dir bald vergehn. Das gäb' ein Geschrei! Du kämst ihnen wie ein Räuber vor, wie ihr schlimmster Feind. Denk an Kinder, denen einer den Groschen wegnehmen will, um ihn in die Sparbüchse zu legen . . . Dazu ist mir denn doch die Ruhe im Ort zu lieb."

Schäfer schüttelte den Kopf.

"Da hat jedes wenn sein aber."

"Man müßte aber doch Mittel und Wege finden."

"Such Du sie doch. Das ist Dir unbenommen."

"Das wäre doch in erster Linie Deine Sache!"

"Gut mal einer an! Meine Sache? Meine Sache ist, was zu verdienen. Ihre Sache, zu sparen."

"Wenn sie wie Kinder sind, müßte man sie zu ihrem Besten zwingen."

"In das Wespennest möcht' ich nicht greifen, wie ich Dir schon andeutete. Bei unsrer freihetlichen Gesinnung geht das auch gar nicht," höhnte Otto.

"Laissez faire, laissez aller regiert immer noch. Vielleicht, daß die folgende Generation auch noch sparen lernt. Ich glaub' aber nicht recht dran."

"Warum denn nicht?"

"Von wegen der Wirtshäuser." Otto lachte über Schäfers Gesicht. "Du hast gewiß was philosophisch-nationalökonomisch-tieffinniges erwartet. Haha!"

"Erkläre mir doch!"

"Weibe nur noch ne Weile hier, dann wirst Du schon sehen, welche Rolle das Wirtshaus spielt. Es ist ihnen alles, was sie an Erholung, Vergnügen, Ausspannung und wie die schönen Dinge heißen, haben. Die Wirte aber sorgen dafür, daß die Leute nicht sparen."

"Ist Dir das nicht unangenehm?"

"Mir? Wieso?"

"Schädigt denn das die Fähigkeiten Deiner Arbeiter nicht? Hättest Du nicht kräftigere Leute, wenn sie nicht tranken? Läge es also nicht in Deinem eignen Interesse . . .?"

"In der Theorie klingt das sehr schön, aber in der Praxis ist's nicht viel damit. Da muß ich die Leute verbrauchen, wie sie sind, ich bin nicht ihr Seelforger und Moralprediger. Ja, in der Praxis sind sie mir sogar so am liebsten trotz des blauen Montags."

"Verstehe ich nicht."

"Ich will Dir's erklären, wenn Du Dich wohl auch entsetzen wirst und mich für höchst cynisch halten. Ich halte die Wirtshäuser von meinem Standpunkt aus sogar für einen wahren Segen."

"Was?!"

"Ohne Wirtshäuser möchte nämlich mancher auf nicht angenehme Gedanken kommen, überhaupt aus Denken, und das ist das Gefährlichste für einen Arbeitgeber, was es giebt. Unsere Maschinen und die Wirtshäuser sorgen dafür, daß sie sich das so leicht nicht angewöhnen."

"Warum wäre denn das so schlimm?"

"Weil das bei umgebildeten Leuten immer heißt, nachdenken, daß sie's schlecht haben und nachdenken, wie sie es sich besser machen können. So fängt die Unruhe an, und ich säße in der Brezouille. Drum lob' ich mir das Wirtshaus!"

"Hast Du keine Socialdemokraten?"

"Im Grund sind sie das wohl alle, wenn es auch die wenigsten so nennen."

"Fürchtest Du da nichts?"

"Gar nichts. Mögen sie schreiben, so viel sie Lust haben, und tüchtig dazu kaufen. Das krümmt mir kein Haar."

"Wenn sie nun streifen?"

"Da ziehn sie hier unbedingt den Kürzern, wo ich leicht neues Material bekommen kann."

"Wenn sie nun aber mal thätlich werden?"

"Das wäre das allerdümmste, denn dann bestellte ich mir Militär, und sie wären gründlich blamiert."

Beide schwiegen eine Weile, dann sagte Otto: "Es giebt nur eins, was mir wirklich gefährlich werden könnte. Wenn sich nämlich die Arbeiter organisieren zu einer Gewerkschaft. Da giebt's Zucht, Nüchternheit, und was das alles im Gefolge hat . . . Na, hier ist die Gefahr nicht groß. Schau nur zum Fenster hinaus. Zu so 'nem Milieu gedeiht so was nicht so leicht. Da müßte es noch schlechter sein oder besser. Hier wird alles muffig, gedrückt. Für 'nen Fabrikbesitzer ein äußerst zuträgliches Klima."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Nun ist auch die von uns lebhaft zurückersehnte „Meininger Hofkapelle“ unter Friß Steinbach wiedergekehrt und beherrscht mit ihren vier Abonnements-Konzerten in der Singakademie die Aufmerksamkeit der Musikfreunde in dieser Woche. Außerlich leicht scheint es ihr niemals gemacht worden zu sein, in unsrer Stadt als die gefürchteste Konkurrentin der einheimischen großen Orchesterkonzerte Fuß zu fassen. Und ob ohne die Mitwirkung Altmeister Joachim's ihre inneren Vorzüge genügt hätten, um so erfolgreich zu wirken, wie sie es nun einmal thut, ist fraglich. Allein diese Mitwirkung darf nicht gleichgestellt werden dem sonst üblichen, auf Publikumsfang berechneten, Solistenfang. Denn die künstlerische Persönlichkeit Joachims und die künstlerische Gesamtpersönlichkeit der Meininger stimmen in den meisten wesentlichen Punkten so intim überein, daß auch jener Künstler in ihre gerade durch eine Art familiären Zueinanderwirkens so einzigartige Welt hineingezogen scheint, als wäre er ihr erster Konzertmeister. Vor allem verstehen beide, Joachim und die Meininger, das ausdrucksvoll gestaltende Phrasieren so, wie es kaum wieder irgendwo vorkommen dürfte. Nicht zwei Töne, die bloß nacheinander heruntergespielt werden, die nicht in ein ganz eigens bereitetes Anstehen oder Absteigen oder in sonst eine Gestaltung zusammengefaßt werden! Man beobachtet beim Spiel der Meininger irgend eine Notengruppe irgend einer unteren Stimme: jede spricht mit pointiertem Ausdruck. Weiterhin ist dem einen Künstler und der andern Künstlergesellschaft die meisterliche Fähigkeit eigen, alles Einzelne in den Dienst des Ganzen zu stellen, jedes Detail zu einem wesentlichen Glied der Gesamtleistung zu machen. Endlich aber ist leider beiden eine, man möchte schon sagen: brutale Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit in der Zusammenstellung des Programms eigen. Joachim's bekannte Stellung gegen Wagner kommt hier allerdings weniger in Betracht. Vielmehr handelt es sich um folgendes. Wenn eine konzertgebende Kraft sich einzig auf die „Klassiker“ oder einzig auf die „Modernen“ oder sonst auf ein Gebiet beschränkt: nun gut, das ist zwar auf die Dauer eine Unvollkommenheit, doch hat es sein Gutes und bietet eine durch Konzentration wertvolle Beschränkung dar. Eine musikalische und ethische Beschränktheit ist es jedoch, wenn, wie es sowohl Joachim als auch die Meininger thun, einerseits die alten Klassiker weiter und weiter gepflegt werden und andererseits aus unsrer Zeit einer allein herausgegriffen wird, als gehörte er zu diesen und als sei alles andre Gegenwärtige neben ihm nichts.

Dieser eine ist jener Brahms, dessen unstreitige kompositorische Fähigkeit von seinen Freunden und von denen, die sich mit ihm schmücken wollen, zur Grundlage einer der egoistischsten Klammern und eines der elegantesten Schwindels gemacht worden sind, wie sie nur jemals in der Geschichte der Künste vorkommen. So hohe Achtung man vor dem genannten Namen wie auch vor der Freundschaft haben mag, die ihn mit den hier in Betracht kommenden Personen verbindet: der Kultus, der mit ihm getrieben wurde und wird, ist nicht nur eine Verwirrung des Geschmacksurteils, sondern auch eine schwere Schuld gegenüber den Komponisten, die neben ihm so wenig aufkommen konnten und können, daß man geradezu sagen kann: all' diese glänzenden Triumphzüge eines Joachim und einer Meininger Kapelle gehen über Leiden hinweg. Oder sollte etwa Herr Steinbach trampfhaft suchend herumgehen, um Komponisten der Gegenwart zu finden, und stets unverrichteter Dinge heimkehren? Ist nicht vielmehr zu vermuten, daß so mancher Komponist Herrn Steinbach's Rücksicht ebenso vergeblich wie die eines Kritikers oder Belegartners anrufen hat und seine Schmerzen einjam ausstöhnen muß, ohne daß die Tausende es hören, denen ein so und so vieler Brahms zum so und so vielen Male vorgespielt wird? Und ebenso wenig merken wir von der Resignation anderer, die ihr Recht, sich zu melden, nicht ausüben, die ihren Anspruch darauf, daß man an sie herantomme, still bei sich bewahren . . .

Von den 17 Nummern, die jetzt durch die Meininger vorgeführt werden, sind allein 7 Brahms, und zwar natürlich in vorderster Stellung; 8 andre sind Klassiker im weiteren Sinn, und zwei entfallen — man beachte die Eleganz des Umgehens einer Opposition — auf Richard Strauß und auf Richard Wagner . . . ganz zum Schluß.

In einem gehen Joachim und die Meininger nicht ganz zusammen. Jener ist der unbestrittene musikalische Genius auf seinem Instrument. Allein wie man mit paradoxer Kühnheit von Michel Angelo zu sagen vermag: „er konnte nicht malen“, so mag man ebenso von Joachim sagen: „er spielt nicht schön“. Wohlgeremt: gegenüber der enormen Höhe seines musikalischen Ausdrucks und gegenüber der Klangschönheit etwa eines Sarasate! Die Meininger besitzen auch dies: das sinnlich Schöne im Ton und in der Gesamtwelt von Tönen. Nicht nur der weltberühmte Klarinetist R. Mühsfeld vereinigt mit dem sprechendsten Ausdruck den singendsten Ton; auch die übrigen Meininger Bläser thun es — übrigens die einzigen uns bekannten Orchesterbläser, die nicht die Streicher in Grund und Boden blasen. Daß sie in Mendelssohn's Gebrüderouvertüre ein oder das andre Mal sich etwas unsicher bemerklich machten, thut nichts, und daß der Dirigent die Veränderungen des Zeitmaßes in diesem Stück (das er mit Recht im Ganzen viel langsamer nahm, als sonst üblich ist) etwas gar sehr forcierte, mag einem ästhetischen Streiten überlassen bleiben. In Summa glaube ich kaum je eine so vollendete, durchgearbeitete, gestaltungskräftige Aufführung irgend eines Stücks gehört zu haben, wie diese, die in

zweiten seiner Konzerte kam. Welche Bedeutung dann auch das Vorführen von Stücken wie dem Bach'schen Konzert für zwei Violinen D-moll hat, braucht wohl nicht erst auseinanderzusetzen zu werden.

Die Vortragskunst, von der wir hier nach diesem ihr gebührenden längeren Eyzens Abschied nehmen, ist jedenfalls eine des wirklichen Mitfühlers oder Mitlerbens dessen, was vorgetragen wird. Nur wie sie ist denn auch eine Kompositionskunst, bei der man merkt, der Komponist giebt nicht nur überhaupt irgend welche Formen, sondern fühlt wirklich das, was er sagt. Einen solchen Eindruck hatten wir gleich von vornherein von den Kompositionen des Herrn Hugo Kaun aus Milwaukee, die einen Kammermusik-Abend im Beethoven-Saal füllten, vorgeführt vom Halir-Quartett und vom „Holländischen Trio“. Wir hörten ein (erstes) Streichquartett, ein Klaviertrio und einige Lieder. Allerdings geht der Komponist über alte Formen nicht oder nur dadurch hinaus, daß er sich wenig an den typischen Ablauf der 3 oder 4 „Sätze“ hält; allerdings sagt er im Motivischen nicht gerade viel Neues und entfaltet in der Verarbeitung nicht viel Kunststücke. Aber wir hören vor allem kein Luxuspiel mit bloßen Formen, und wir glauben ihm, was er von uns geglaubt haben will. Von dem ersten, nur zweifügigen Quartett heißt der zweite Satz: „Sehr langsam (Auf den Tod eines Helden)“ — wir finden uns leicht in die Vorstellungswelt dieses Satzes hinein und haben an der Entwicklung dieses Satzes von all dem Widerstreitenden, das er schildert, zum versöhnlichen Ausklingen ein schönes tonmalerisches Erlebnis. Mehr sichtlich, lebensfröh, fröhlich, doch auch mehr eintönig und weniger bedeutungsvoll ist das dreifügige Klaviertrio; rühmendwert ist dabei besonders, daß das Klavier nirgends überwuchert. Auch hier erhebt sich das Finale — „Schnell, geheimnisvoll“ — zu einer beträchtlichen Größe im wirklichen Ausdruck eben des Geheimnisvollen. Weniger Freude konnten wir Kauns Liedern abgewinnen. Insbesondere stimmt die Accentgebung dieser Liederkompositionen oft so wenig, daß die sonst gut angelegte Deklamation dadurch gestört wird. Der Gesamtcharakter der Lieder ist in richtiger Weise mehr gesanglich als instrumental, doch speziell hinwieder mehr recitativisch (und zwar mit Vorliebe für enge Schrittwiese) als melodisch gehalten; der Ausdruck hat etwas Lastendes, Tappendes, Danebengreifendes. Doch sei das Lied „Das Mondlicht flutet“ und insbesondere die geschickte Vertonung des Wortes „Träume“ in dem Vers „Ein See, der See der Träume“ hervorgehoben.

Ueber die Cellistin M. Demelius, die mit der Pianistin S. Donat eines der mehr privaten Konzerte im Römischen Hof veranstaltete, ist viel Gutes, wenn auch nicht vieles zu sagen. Sie spielt sehr sichtlich, brachte es zu zwei Zugaben und ersuchte uns u. a. durch die nicht eben oft gehörten Variationen Beethovens über ein Thema von Händel.

Wenn hätte ich die mit Nachdruck gepriesene Missin Lydia N. N. aus Brüssel gehört, die im Beethoven-Saal allein, nur von Herrn Vos mit bekannter wunderbarer Begleitungskunst unterstützt, ein buntes Konzert gab; die Kollision mit einem Opernbesuch wies mich an eines andern Urteil. Wie ich höre, ist die Stimme zwar thatsächlich sehr gut und lebhaft sympathisch, entspricht aber doch nicht der gemachten Nahrung. Vor allem handle es sich nicht rein um einen wirklichen Akt: die Stimme sei nur in der Mitte „da“ und werde nach oben und unten dünn; auch haste ihr etwas Gauniges, Zugeschnürtes an. Ein einziges der Lieder war deutsch; doch soll sein Vortrag gut gelungen sein. Am meisten habe Gounods „Repentier-Gebet“ eingeschlagen, auf das denn auch zwei Zugaben folgten. —

sz.

Kleines Revueletton.

k. Moderne Verausungsmittel in England. Aus London wird berichtet: Englische Blätter machen darauf aufmerksam, daß der Gebrauch von Erythrinmitteln für Spirituosen und Bier, die noch weit gefährlicher sind als diese, sich in letzter Zeit in Besorgnis erregender Weise ausbreitet. Eau de Cologne wird bekanntlich schon seit vielen Jahren als Getränk gebraucht; aber seit kurzem sind die von den Droguisten an „fashionable“ Damen verkauften Mengen ganz außerordentlich groß, so daß dasselbe unmöglich nur für Toilettenzwecke gebraucht werden kann. Die Eau de Cologne-Trinkerin fängt gewöhnlich mit fünf bis sechs Tropfen Eau de Cologne, auf einem Stück Zucker genommen, an. Danach glühen ihr die Wangen und blitzen ihre Augen, und wenn eine Frau nach dem Tanze ermüdet ist, so wirkt es wunderbar anregend. Dann vermehrt sich die Dosis auf zwölf Tropfen, allmählich werden dreißig bis vierzig in Wasser genommen und wenn die Frauen sich daran gewöhnt haben, trinken sie es löffelweise. Natürlich ruiniert diese Gewohnheit die Gesundheit; besonders wird die Magenschleimhaut angegriffen, dann stellt sich Schlaflosigkeit und schließlich Melancholie ein. In England und Amerika wird am meisten Eau de Cologne getrunken. Auch Lawendellefenz wird jetzt ein viel gebrachtes Ausrüstungsmittel. Es ist ganz allgemein Gebrauch geworden, daß man zu einem Droguisten geht und bis zu einer Unze von diesem noch verderblicheren Getränk nimmt. Ihm ähnlich, wenn nicht noch nachteiliger, ist Jugwerezenz, die etwa zweimal so stark wie guter Whisky ist. Dabei ist es erstaunlich, wie viele Leute heimlich Jugwer trinken. Ein tüchtiger Londoner Rechtsanwalt geht niemals ohne eine Flasche von diesem Getränk aufs Gericht. Auch Geistliche, Litteraten und Geschäftsleute nehmen Jugwer, aber die größten Konsumenten sind die Frauen.

Es fängt gewöhnlich damit an, daß Tropfen für Schmerzempfindungen im Magen genommen werden. Dann gelangen die Leute bis zu einer Pint (1/2 Liter) pro Tag, und bei vielen Droguisten wird Jugwerezenz nach Gallonen (4 1/2 Liter) gekauft. Das neueste Verausungsmittel ist Capsicum. Capsicumtinktur ist bei richtigem Gebrauch eine sehr wertvolle Medizin, aber im Uebermaß genommen zerstört sie den Körper, und doch lieben viele Leute sie ganz besonders. Ein Offizier des Heeres, der Capsicum als Heilmittel gegen Frösteln nahm, gewöhnte sich so sehr daran, daß er keine Flüssigkeit ohne dieses nahm. Er that es in Bier, Thee, Kaffee und Suppe. Die Folge war, daß er trübe und melancholisch wurde und nach einem Jahr um zwanzig Jahre gealtert aussah. Von diesen Mitteln ganz verschieden sind Aether und Chloroform, die auch von sehr vielen Leuten gebraucht werden. Leute, mit denen man geschäftlich zu thun hat und die man niemals beargwöhnen würde, daß sie dieser Form des Nausches fröhnen, schlafen jeden Abend unter dem Einfluß von Aether oder Chloroform ein. Das Letztere ist dem Alkohol in seiner Wirkung nicht unähnlich. Es erregt zuerst und betäubt nachher. Es greift zwar die Leber nicht so an, andre Organe jedoch fast ebenso sehr wie Alkohol; aber es wirkt gleichfalls verderblich. Einige Leute trinken Chloroform, andre atmen es ein. Die Gewohnheit, Chloroform zu nehmen, ist ersahrend häufig in England. Mediziner sind die zahlreichsten Opfer. Dr. Kerr berichtet, daß es meistens von Männern genommen wird, besonders von Männern im Alter von 40 bis 50 Jahren. Nachdem die Dosis eingetmet ist, folgt eine vollkommene Bewußtlosigkeit; alles Unbehagen und alle äußerlichen Dinge sind vergessen, schöne Visionen werden sichtbar. Aber dieser Zustand ist sehr vorübergehend. Bald folgt ein unangenehmes Erwachen, und bis man die nächste Dosis nimmt, ist das Dasein sehr elend. Der Verfall kommt sehr schnell. Der Dreizehner wird beständig, eine ernste Form der Dyspepsie tritt ein, mit der ein Abscheu gegen jedwede Nahrung verbunden ist. Ein immerwährender, brennender Durst und schreckliche Kopfschmerz plagt den Menschen, bis das Opfer nervös, matt, schläfrig, gefühllos, abgemagert und gänzlich hoffnungslos wird. Es hat täglich ein bis zwei Stunden vollkommener Ohnmacht und 22 Stunden fast unerträglicher Trübsal. Wer an Chloroform gewöhnt ist, gebraucht erstaunliche Mengen. Eine Frau kaufte täglich eine Pint, goß es auf die Bettdecke und atmete es ein. Aether gleicht dem Chloroform in seinen Wirkungen; wenn man es einatmet, ist die Wirkung langsamer, wenn man es trinkt, schneller als bei Chloroform. Zuerst erheitert es sehr, und mit Whisky gemischt, erregt es fast bis zum Wahnsinn. Es ist nicht so lebensgefährlich wie Chloroform und wird daher allgemeiner gebraucht. Wer es einmal genommen hat, gewöhnt sich schrecklich schnell daran; viele Leute beiraten sich damit mehrmals am Tage. Nach einiger Zeit erregt es Magenentzündung. Vor einigen Jahren waren in der Bevölkerung eines sehr großen Bezirks in Irland fast alle, Männer, Frauen und Kinder, Aethertrinker. Von Irland kam der Brauch nach Glasgow, dann nach Vincenneshire und London und ging sogar über den Ocean. Da Aether ein billiges Ausrüstungsmittel ist, vermehrt sich sein Gebrauch in der letzten Zeit wieder sehr. —

Völkerkunde.

— Die Chinesen als Entdecker Amerikas. Zu den Ansprüchen der Chinesen auf Entdeckungen gehört auch der, Amerika, d. h. dessen westliche Seite, etwa 1000 Jahre früher gefunden zu haben, als Columbus etwas von der östlichen Seite erblühte, und einen wichtigen Einfluß auf die damalige amerikanische Kultur geübt zu haben. Den Chinesischen offiziellen Aufzeichnungen über diesen Gegenstand zufolge, die vom Jahre 499 stammen, hat Hwui Shan, ein bedeutender chinesischer Buddhisten-Missionar, in diesem Jahre den amerikanischen Erdteil entdeckt, und Alaska und noch mehr Mexiko und Centralamerika und dazwischenliegende Gegenden der Pacificküste sind in diesen Akten beschrieben, wenn auch unter andren Namen, so doch deutlich genug erkennbar, nebst wichtigen Landesprodukten und Volksbräuchen. Hwui Shan war mit fünf andren buddhistischen Missionaren von China abgefahren und hatte zuerst die Aleuten-Inseln, dann Alaska, dann einen Teil der Küste von British-Columbia und endlich das Land erreicht, von dem er das allermeiste erzählt, nämlich Fusang oder „das Land des Maulbeerbaums“. Dies ist kein andres als Mexiko, und seine Entfernung von Alaska ist zutreffend auf „zweimal zehntausend Li“ (was 6000 bis 7000 englische Meilen sind) in südöstlicher Richtung angegeben. Er beschreibt die Häuser der Eingeborenen von Fusang, die mexikanischen Awa und ihre vielseitige Verwendung, ein milchartiges verausungendes Volksgetränk, das offenbar kein andres als der Pulque unserer Tage war, und noch vieles andre sehr getreu. Seine ganze Entdeckungserzählung hatte er lediglich im Interesse der Ausbreitung der buddhistischen Religion gemacht; aber das Ergebnis rief ungeheures Aufsehen in China hervor und die Regierung gab Befehl zu den genauesten Aufzeichnungen. Was dann in den neuentdeckten Ländern weiter erfolgte, darüber schweigt leider die chinesische Geschichtsschreibung größtenteils. Hätten nicht später die spanischen Eroberer in vollständig mißverständlichem Religionsifer die Mang-Bücher verbrannt, so würden wir vermuthlich hochinteressante Aufschlüsse darüber haben können. Nur ein einziges Maha-Buch — soweit man weiß — ist der Massenverbrennung entgangen und befindet sich gegenwärtig im Nationalmuseum zu Madrid. Die Hieroglyphen dieses Buchs sind noch unentziffert; das interessanteste daran bleibt aber vorläufig, daß

das Papier große Ähnlichkeit mit dem von den Chinesen fabrizierten Papier hat, und daß es in ganz derselben Weise wie die alten Bücher der Chinesen gefaltet ist. Ueberlieferungen betreffs des Gesichts jener chinesischen Buddhisten-Missionare und der vielen Dinge, die sie dem Volke lehrten, hat schon Alexander von Humboldt in manchen Teilen Mexikos angetroffen. Neuere Reisende in Mexiko und Central-Amerika haben u. a. eine ausgeprägt chinesische Vorliebe eingeborener Rassen für die Verwendung von selbstbereiteten Feuerwerkskörpern bei festlichen Gelegenheiten vorgefunden (es ist schwer zu sagen, wo anders die nötigen Kenntnisse hergekommen sein sollten, als aus China), wie noch manches andre Chinesische in Bekleidungs- und Haushaltungs-Gegenständen. Wer waren nun jene Eingebornen von Mexiko, unter denen Hwui Chan und seine Missionare wirkten? Allen Anschein nach Tolteken, zu denen auch die Mayas gerechnet werden müssen; die kriegerischen und von Hause aus so gut wie uncivilisierten Azteken scheinen erst später erwerbend vom Norden gekommen zu sein und sich die Civilisation der Tolteken etwa so angeeignet zu haben wie die Römer die Civilisation der Griechen. Für Elefantentöpfe an alten Tempeln in Yucatan hat man absolut keine andre Erklärung als die Einwirkung buddhistischer, von Indien über China gekommener Civilisation. Die mongolischen Eigentümlichkeiten, die man bei überlebenden Nachkommen der Mayas und andern mexikanischen und centralamerikanischen Stämmen findet, gehen jedoch über bloße Gewohnheiten und Kenntnisse hinaus. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß nach Hwui Chan auch beträchtliche Zuwanderungen aus China und Rassevermischungen stattfanden. —

Geographisches.

— Der Ursprung des Golfstroms. Die allgemein herrschende Ansicht, daß die an den nördlichen Küsten antonkommende warme Wasserströmung aus dem Golf von Mexiko stamme, welche durch den gegen das nördliche Meerwasser sehr hohen Salzgehalt (35 Teile Salz auf 1000 Teile Wasser) unterstützt wurde, erfährt durch eine der Stockholmer Akademien der Wissenschaften vorgelegte Arbeit von Cleve einen, wie es scheint, wohl begründeten Angriff. Durch das Studium der geographischen Verbreitung der Plankton-Organismen ergab sich, daß der größte Teil des sogen. Golfstrom-Wassers, welches die nördlichen Küsten umspült, von der Westküste Afrikas stammt und nicht wie das Golfstrom-Wasser eine Oberflächenströmung darstellt, sondern als Unterwasserströmung nach Norden gelange und hier erst emporsteige. Cleve stützt sich also in seiner Arbeit auf das Vorkommen zahlreicher, zwischen den Azoren und der afrikanisch-europäischen Küste heimischen Planktonwesen, die an den Küsten Islands und Spitzbergs mit denen der Küste von Florida und der Antillen gemischt vorkommen. Er denkt, daß das von der Westküste Afrikas kommende Wasser des Golfstroms sich erst nach Westen bis Amerika bewegt und dann erst nach den nördlichen Gestaden der alten Welt sich zurückwendet. Es dürften noch viele Studien nötig sein, um diese Verhältnisse völlig klar zu stellen, immerhin scheint hier eine bedeutende Kurrgang vorzuliegen, die andeutet, daß die Erscheinung komplizierter ist, als man bisher annahm. —

Bergbau.

— Ueber die Salpeterlager von Atacama (Chile) sprach Dr. L. Darapsky im „Naturwissenschaftlichen Verein“ zu Hamburg. Der „Hamburger Korrespondent“ berichtet über diesen Vortrag: Den meisten Chilisalpeter liefert die Provinz Tarapaca; aber auch die Provinz Atacama ist mit 20—25 Proz. an der Gesamtproduktion beteiligt. In Tarapaca ist das Vorkommen des Salpeters auf eine 120 englische Meilen lange und nur etwa zwei Meilen breite Zone beschränkt. Ihre Grenze bildet die Pampa de Ramarugal, an deren sandigem Uferande sämtliche Salpeterwerke liegen. Der Salpeter findet sich hier in bis meterdicken Schichten, überlagert von schützendem Salzton, unterlagert von Sulfaten. In Toco ist die Mächtigkeit größer, das Material aber auch unreiner. In Antofagasta ist das Schema von Tarapaca kaum wiederzuerkennen; im Innern ist der Salpeter von riesigen Gypsblöcken begleitet und nahe der See finden sich Salztümpel, deren Salpetergehalt durch Infiltration aus dem Hinterlande ständig ergänzt wird. Noch weiter nach Süden, im Distrikt von Aguasblancas erreicht das Gange des Salpeters bis 7 Meter Mächtigkeit. Die größte Mannigfaltigkeit in der Ausbildung und Vergesellschaftung findet sich aber im Bezirke von Taltal, den der Vortragende an der Hand zahlreicher Originalkarten schilderte. Hier folgt der Salpeter quer zur Küste ziehenden Flussläufen; Salztümpel fehlen. An Beimengungen enthalten die höchsten Lagerstätten (2500 Meter) reichlich Sulfate, die mittleren Magnesiumsalze und die tiefstgelegenen wesentlich Kochsalz. Die Form betreffend, findet sich der Salpeter hier auf Brücken, in Bändern, in Schichten, als Einsprengung und Gut auf Erzaussüssen, ja selbst als Nebenzeug auf Kollsteven, wie der Vortragende in seinem soeben erschienenen Werk „Das Departement Taltal, seine Bodenbildung und Schätze“ des näheren ausgeführt hat. Als südlichstes und gleichzeitig höchstgelegenes Salpetervorkommen ist noch die Lagune von Maricunga zu nennen; dort ist in 3700 Meter Meereshöhe das Nitrat so gut wie frei von Kochsalz. Nach einigen Bemerkungen über die Gewinnung und Reinigung des Salpeters besprach der Vortragende noch kurz die Begleitstoffe, das glashelle Natrium-Nitrosulfat, das citronengelbe Calcium-Jodat, das orangefarbene Calcium-Jodochromat, die zuerst von Taltal

genauer bekannt geworden sind. Zum Schluß streifte der Redner noch die Entstehung des Salpeters. Guano und Tang sind gleich unschuldig daran; auch die übrigen Hypothesen sind unhaltbar, weil sie den Lagerungsverhältnissen nicht genügend Rechnung tragen. Sicher ist nur, daß sich der Salpeter heute bereits auf sekundärer Lagerstätte befindet und daß sein Ursprungsgebiet nicht an der See, sondern oben im Hochgebirge gesucht werden muß. —

Technisches.

— Moderne Papyrusblätter. Einem Vortrag von Dr. Adolf Frank über „Technische Reiseotizen aus Süditalien“ entnimmt die „Papierzeitung“ folgendes: Ich möchte über eine spezifisch sizilianische Industrie berichten, welche in Syrakus besteht und uns ebenso wie die dortigen wunderbaren Ruinenstätten in direkten Rapport mit dem Aletikum versetzt. Es ist dies die neuerdings dort wieder aufgenommene Fabrikation von Papyrusblättern. Die schon von den Ägyptern hierfür als Rohmaterial angewandte Papyrusstaude (*Cyperus Papyrus*) kommt noch heute in Sizilien vielfach wild vor, so an der sagenberühmten Quelle der Arethusa bei Syrakus und in größeren Massen an den schönen Ufern des Rhanebachs, sowie an seiner La Pisma genannten Quelle. Die Stengel dieses schiffartigen Strauchs, welcher eine Höhe von 3—4 Meter erreicht und in seinem dreieckigen Querschnitt eine Dicke von 12—15 Meter erreichen kann, werden zunächst durch Schalen von der Haut befreit, dann mit einem scharfen, nachartigen Messer in dünne Streifen geschnitten. Diese Streifen werden gerade geschnitten und dann auf einem Brett dicht nebeneinander gelegt. Quer zu dieser ersten Lage wird dann eine zweite darüber gebracht, und das so aus zwei Schichten gebildete lose Blatt zunächst durch Ueberreiben mit einem Elfenbeinstück oder einer Muschel geglättet und dann durch Pressen oder Schlagen mit einem schweren Hammer verdichtet. Die Zusammenleimung der einzelnen Streifen erfolgt hierbei entweder durch den in der Pflanze selbst enthaltenen zuckerartigen klebrigen Saft oder auch, was bereits die alten Ägypter wußten, durch Zusatz eines besonderen, aus Stärke hergestellten Klebstoffs. Die jetzt in derselben Weise in Syrakus hergestellten Papyrusblätter kommen in Bezug auf Eleganz der Ausführung dem sehr sauber geglätteten Material der alten Papyrusrollen nicht gleich, sind aber auch gar nicht zum Gebrauch bestimmt, wie die Charta Hieratica der ägyptischen Priester oder die Charta Augusta und Charta Epistolaris der römischen Kaiser und Damen. Das jetzt von wenigen Arbeitern hergestellte grobe Fabrikat ist schon wegen seines hohen Preises (ein Blatt desselben kostet etwa zwei Frank) nur ein willkommenes Fund für den Sammler, welchen er als liebe Erinnerung an die alten Kulturstätten der schönen Trinakria und ihres ewig neu belebten und lebendigen somigen Lands und Meers mit nach seiner nördlichen Heimat nimmt. —

Humoristisches.

— Aufgeschnappt. Das Rentier Dickkopfsche Ehepaar hat den Assessor Hohensfels zu einem Löffel Suppe gebeten, in der süßen Hoffnung, den stattlichen und allbeliebten Herrn als Schwiegerohn einzufangen. Als nach aufgehobener Tafel der Herr Assessor der Tochter des Hauses, seiner Tischdame, galant die Hand küßt, ruft das sechsjährige Nesthäkchen in freudigem Eifer: „Mamachen, Mamachen, sieh doch, jetzt heißt er an!“ —

— Ein Ganz-Gescheider. Lehrerin (in der Kleinkinder-Schule, nachdem sie das Märchen vom dummen Peter erzählt): „Nun, Hans, um was würdest Du alles bitten, wenn Dir eine Fee erschiene und drei Wünsche gestattete?“
Hans: „Ich hätt' nur einen Wunsch.“
Lehrerin: „Und der wäre?“
Hans: „Daß alles, was ich mir wünsch', in Erfüllung geht.“ — (Jugend.)

Notizen.

- Ein Volksstück „Mutter Sorge“ von R. Hawel fand bei seiner Erstaufführung am Stadt-Theater in Wien Beifall. —
- Schillings Oper „Der Pfeifertag“ erzielte in Straßburg i. E. einen schönen Erfolg. —
- Die Enthüllung des Goethe-Denkmal in Wien wird am 20. November vor sich gehen. —
- Der deutsche Goldschmiedetag (1. bis 4. November) in Berlin wird mit einer Ausstellung im Lichthof des Kunstgewerbemuseums verbunden sein, die eine Woche lang geöffnet sein wird. —
- Die russische Regierung wird in Athen ein archäologisches Institut nach dem Muster der dort bestehenden gleichartigen Institute anderer Länder begründen. —
- Die kunstwissenschaftliche Abteilung der Berliner Finlenischast veranstaltet im Lauf des Winters Vortragsabende. Den ersten Vortrag über das Thema „die deutsche Kunst und der deutsche Student“ hält am 30. Oktober Professor Otto Edmann im Architektenhaus. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 23. Oktober.